

Zeitschrift: Judaica : Beiträge zum Verstehen des Judentums

Herausgeber: Zürcher Institut für interreligiösen Dialog

Band: 14 (1958)

Artikel: Eine Frau erzählt [Fortsetzung]

Autor: Salus, Grete

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-961069>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

EINE FRAU ERZÄHLT

Von GRETE SALUS

(Fortsetzung)

Morgen, morgen leben wir vielleicht nicht mehr

Du wirfst dich zur Erde nieder,
Willst Trost von ihr und Wärme,
Sie gibt nicht Trost, nicht Wärme,
Ist selber nackt und arm und bloß.

Als wir draußen standen, sahen wir zum erstenmal das Lager bei Tageslicht vor uns liegen. Grau in grau, trostlos, öde, bot es sich unseren Blicken dar. Soweit das Auge reichte, Baracken und Stracheldraht, hier und da drohend unterbrochen von einem hohen Aufbau mit Maschinengewehren, das ganze unter einem Schleier von Schnee und Regen. Wir mußten uns in Achterreihen aufstellen, und nun marschierten wir los, abermals unter Bewachung von Feldpolizei. Aber marschieren — trotz Befehl, es ging nicht. Die Holzpantinen, die im meterhohen Kot steckenblieben, hinderten uns daran.

Immer blieben einige zurück, um sie aus dem Sumpf herauszugraben. Manche verloren sie endgültig und gingen nun in Strümpfen weiter. Diese Holzpantinen — manche hatten zwei von verschiedener Größe an den Füßen, manche bestanden nur aus einem Holzboden, fast ohne Oberstück, so daß der Fuß überhaupt keinen Halt fand. Die Strümpfe fielen, da sie durch nichts befestigt waren, ständig über unsere Füße; der Wind wehte überall hinein, und doch schwitzten wir von der Anstrengung, weiterzugelangen.

Als die Begleitmannschaft sah, daß wir so nicht weiterkamen, erlaubte sie uns, einzuhaken. Jetzt ging es schon besser, und wir konnten um uns blicken. Da sahen wir hie und da Arbeitsgruppen — keine Einzelgänger — angetreten, in Reih und Glied.

Kamen wir an einer Gruppe vorüber, so wurde uns in allen möglichen Sprachen zugerufen: «Woher kommt Ihr, welcher Nationali-

tät seid Ihr?», manchmal wurde auch gefragt, ob sich die oder jene, dieses oder jenes Namens unter uns befände.

Uns fiel sofort auf, daß die Menschen etwas Gehetztes, gleichsam Horchendes in ihrem Wesen hatten und vor allem trugen sie in den grauen Gesichtern die ganze Öde und Freudlosigkeit der Umgebung. Es waren fast lauter junge Menschen; wir sahen keinen lachen oder auch nur lächeln. Bis auf diese Zurufe, die auch meist untersagt wurden, hörten wir keine Unterhaltung.

Da kamen wir an eine Baracke; in großer Aufschrift war zu lesen «Schneiderei». Aus der offenen Tür klang Geschrei, und wir sahen mit wildpochendem Herzen ein Mädchen am Boden knien, hinter ihr ein SS-Mann, der mit einer Peitsche erbarmungslos auf sie einschlug.

Sie schrie immerfort gellend: «Verzeihen Sie mir, verzeihen Sie mir, bitte schlagen Sie mich nicht tot, Erbarmen, Erbarmen.» Mit zusammengebissenen Zähnen schleppten wir uns weiter.

Wieder einmal waren wir angelangt, diesmal vor einem barackenartigen Zementbau, mit einer großen Tür im Vordergrund, keine Fenster. Eine Frau in einer gestreiften Jacke wurde herausgerufen; wir wurden ihr übergeben und mußten nun einzeln eintreten. Was kommt jetzt, dachte eine jede von uns.

Vorläufig sahen wir uns in einer Art Vorraum, links eine kleine Küche, Wohnung der Blockältesten, daneben noch eine Art Kammer. Weiter lag vor uns ein endlos langgestreckter, hoher Raum mit Oberlicht statt der Fenster. Durch die Mitte desselben lief ein schmaler, ungefähr ein Meter hoher Ziegelbau, der Ofen — der nie geheizt wurde —. An beiden Seiten, rechts und links, dreistöckige Verschläge.

Sie wirkten wie Kaninchenställe und so auch die Frauen, die darin hockten, wie Kaninchen, mit ihren unruhigen Bewegungen. Einige schauten auf, als wir hereinkamen, im allgemeinen nahmen sie aber nicht viel Notiz von uns.

Im Gang auf der einen Seite mußten wir Aufstellung nehmen. Da standen wir ziemlich lange herum und wußten nicht, was wir tun sollten. Später kam dann von der Gestreiften der Befehl, uns in Viererreihen hintereinander aufzustellen, und nun wurden wir gezählt, einmal, zweimal, zwanzigmal, von hinten nach vorne, von vorne nach hinten, endlos lange, so daß uns die Beine langsam zu

zittern begannen; es war sehr kalt, wir waren müde, und langsam bemächtigte sich unser dumpfe Verzweiflung, da wir fürchteten, tagelang so stehen zu müssen.

Auf einer Seite der Baracke sollte ein Teil für uns freigemacht werden. Die Frauen, die dort kauerten, wurden mit Gewalt und Schlägen herausgezerrt. Wir bekamen böse Blicke und Schimpfworte zu hören. Endlich war es soweit, wir erstürmten die Betten, kämpften um ein Stückchen Raum, hockten endlich so wie die anderen eng aneinandergedrückt in diesen Betten, aber wir konnten wenigstens sitzen, zwar gekrüummt, aber wir saßen und starrten erschöpft vor uns hin.

Ununterbrochen rannte ein Mädchen auf und nieder, von Bett zu Bett und richtete die Decken. Hatte sich eine verschoben, heulte sie auf, schlug um sich wie in einem epileptischen Anfall.

Wir zeigten mitleidig auf unsere Stirnen. Einmal versuchte sie, eine von uns zu schlagen, da kam sie aber an die unrichtige Adresse; wir packten sie uns, ließen sie nicht eher los, als bis sie uns weinend berichtet hatte, daß sie verantwortlich für die vorschriftsmäßig richtige Lage der Decken sei, daß, wenn eine deutsche Kontrolle käme und etwas nicht in Ordnung fände, sie schwer dafür büßen müsse. Kaum daß sie das letzte Wort ausgesprochen hatte, raste sie auch schon davon, und wir hörten sie bereits wieder vom andern Ende tobten.

Auf einmal Bewegung — Mittagessen —. Wir durften aus den Betten heraus, bekamen aber nichts, hatten auch gar keinen Hunger. Wir sahen gierige Gesichter; zum Teil aßen die Frauen mit den Händen und zu drei und vier aus einem Gefäß.

Wir fragten, wohin wir austreten können. Antwort: «Vorläufig überhaupt nicht, Blocksperre.» Es sei jetzt immer Blocksperre, da ständig Transporte ankämen, das bedeute ein Verlassen des Blockes nur bei Zählappell und einmal am Tage Austreten unter Bewachung der Gruppen.

Im rückwärtigen Teil der Baracke war ein kleiner Anbau, da standen vier Kübel, und hier und da durfte die eine oder die andere, wenn es schon nicht mehr anders ging, mit der Erlaubnis der Blockältesten dorthin. Das war ein richtiger Amtsweg; erst die Gehilfin, die gab es weiter an die Stubenälteste und diese an die Blockälteste.

Für einen Alteingesessenen war das zu umgehen, für einen Neuling voll unüberbrückbarer Schwierigkeiten. Es herrschte ständige Aufregung. Einmal wurden Namen aufgerufen, niemand meldete sich. Darauf begann ein Suchen und Rufen des Personals und sie zogen irgendwo unter den Betten die sich heftig wehrenden Frauen hervor.

Wir konnten uns das alles nicht erklären, dachten, sie würden zu einer Arbeit gebraucht und wollten sich drücken. Manchmal war es auch nur eine harmlose Sache; die Frauen waren aber so von der Angst besessen, daß sie sich vor jeder Veränderung fürchteten. Am liebsten hätten sie sich irgendwo eingegraben, daß niemand sie finden, sie sehen könne.

Oft wurden sie auch in den Tod gezerrt.

Wir saßen in den Verschlägen und sahen dem Ganzen fassungslos zu. Oftmals rannte plötzlich eine der Frauen los, gegen die Hintertür der Baracke — wie eine Viper schnellte die Blockälteste in die Höhe und ihr nach in einem bewunderungswürdigen Tempo, erwischte sie und schleppte sie dann schreiend und schlagend zurück.

Dieses Schauspiel wiederholte sich oft.

Wir suchten nach keiner Erklärung mehr, wir hatten das Gefühl, unter lauter Irren zu sein.

Ein Rätsel war es uns, wie eine Blockälteste dieses Tempo, diesen ständigen Paroxysmus aushalten konnte.

Immerfort rannte sie, immerfort brüllte sie, manchmal weinte sie auch. Dazu kam noch das ständige Horchen, ob nicht eine deutsche Kontrolle im Anrücken sei, die Verantwortung, daß bei Zählappellen die angegebene Zahl auch stimme, Essensverteilung und dergleichen. Unter dem Druck dieser Stellung wurden diese Frauen fast alle Unmenschen, mitleidlos bis zum äußersten, die reinsten Hyänen. Und nur um besser zu wohnen, sich vollzufressen bis zum Platzen und mit der leisen Hoffnung auf Rettung.

Natürlich gab es auch verbrecherische Elemente unter ihnen, die ihre Macht über Menschen ausnützen und wehe denjenigen, die ihnen ausgeliefert waren.

Diese Menschen sahen nurmehr den Tod, morgen, morgen leben wir vielleicht schon nicht mehr, deshalb müssen wir heute essen, ein Stück Brot tauschen gegen ein schönes, unnützes Seidentuch oder umgekehrt die einzigen Strümpfe gegen ein Stück Brot.

Wir verstanden noch immer nicht — die Menschen schienen uns nicht normal. Von früh bis abends, jeden Tag, die ewige Aufregung, Gelärme, nur plötzlich Totenstille, wenn es hieß «Deutsche Kontrolle».

Ich fragte eines der Mädchen, warum sie alle soviel vom Sterben sprächen; daraufhin sah sie mich erstaunt an und antwortete: «Ja, glaubst Du denn, Du bist hierhergekommen um zu leben — hierher kommt man um zu sterben.»

Ich traute mich nicht mehr, weiter zu fragen, hatte Angst vor dem, was ich zu hören bekommen würde.

In der Baracke waren gegen 1200 Frauen. Nur weg von hier, denn schlimmer kann es nirgends sein, sagten wir uns.

Die Kameradin, die die Fehlgeburt im Bade hatte, litt schreckliche Schmerzen und hatte große Angst um das Schicksal ihrer Mutter, zu der sie sich freiwillig gemeldet hatte.

Sie erzählte, sie hätte gefragt, wo ihre Mutter sein könne, daraufhin: «Na, wo dann anders als im Kamin» (die Kamme der Krematorien), war die Antwort. Wir waren alle der Ansicht, daß die Mädels hier vor lauter Verbitterung uns nur Angst machen wollten.

* * *

Antreten zum Zählappell.

Wir stürmten alle heraus, mußten uns nun sechs Mann hintereinander aufstellen und stehen, 4 Stunden, 6 Stunden und auch noch mehr. Wir sahen vor den anderen Blocks dieselben Gruppen warten.

Endlich nach sechs Stunden kam eine deutsche Aufseherin, ließ sich die Zahl melden, wenn sie stimmte, konnten wir abtreten, wenn nicht, mußten wir stundenlang weiterstehen.

Bei unserem Appell wurde Brot und Margarine verteilt; wir bekamen nichts. Wir fragten, wieso gerade wir nichts bekamen, daraufhin: «neue Transporte bekommten die ersten Tage kein Essen.»

Appelle — eine der gefürchtetsten und schlimmsten Institutionen im KZ.

Hier in Auschwitz sahen wir ganze Gruppen zur Strafe niederknien. Manchmal wurde auch während des Appells selektiert, da

mußten sich die Menschen draußen nackt ausziehen — egal in welcher Jahreszeit —.

Eine Bekannte, eine ältere Dame, welche bis zur Befreiung durch die Russen in Auschwitz verblieb, erzählte mir folgendes:

Sie hatte Ruhr, mußte Appell stehen, bat die Blockälteste, ob sie austreten könne, die Antwort — eine Ohrfeige.

Eine deutsche Aufseherin hatte es gesehen, trat auf sie zu und schlug so auf sie ein, daß sie ohnmächtig zusammenbrach und für lange Zeit schwer erkrankte.

Unser Transport litt unter diesem Stehen in der Nässe und Kälte, da wir doch fast nichts anhatten. Wir bekamen alle ein unerträgliches Ziehen im Unterleib; wenn wir uns bückten, konnten wir uns kaum aufrichten, und diese Schmerzen behielt ich auch nach dem Kriege.

Nach dem Appell durften wir austreten und uns dann niederlegen. Wir lagen wie die Sardinen ineinandergeschachtelt, acht bis zehn unter einer Decke. Wenn sich eine im Schlafe umdrehte, so die ganze Reihe mit ihr. Wir waren so erschöpft, daß wir, wenn auch sehr unruhig, schliefen.

Der Kamin brennt Tag und Nacht

Mütterchen, laß mich den Schmetterling fangen —
Mütterchen, ist es noch weit bis zur Sonne,
Mütterchen, bis ich mal groß bin,
Mutter — bleib — Mutter.

Um vier Uhr früh wurden wir geweckt und mußten zum Zählappell. Jetzt bekamen wir heißen Kaffee, wärmten uns abwechselnd die Hände daran, tranken ein wenig und das übrige benützten wir zum Händewaschen.

Nach dem Zählappell hieß es zurück in die Betten, aber nicht niederlegen.

Eine Kameradin — Mutter eines 12jährigen Buben und einer 14jährigen Tochter — hatte gehört, daß Kinder unter 16 Jahren vergast werden. Sie hatte so ein armes Gesicht — ein bettelndes Flehen war darin, daß man sich die Lippen blutig biß, um nicht

herauszuheulen. «Glaubt ihr, daß es wahr ist», frug sie jeden; wir verneinten natürlich und glaubten es nicht. Kinder töten, das ist unmöglich, vielleicht Kranke, Alte, aber Kinder —.

Dann eine andere Mutter — sie hatte einen 15jährigen Jungen — auch so ein Gesicht, und ich höre es immer noch, so ein hilfloses Hüsteln, kein Weinen.

Keiner weinte; wir waren wie erstarrt vor Entsetzen, und doch wußten wir nichts Genaues und glaubten es nicht.

Unserem Bette gegenüber wohnte eine Alteingesessene; sie war in der Küche beschäftigt. Wenn sie von dort kam, zog sie von überall Margarine und Wurst in Haufen heraus, setzte sich hin, schaute uns böse an und fraß wie ein Automat. Einige von uns mußten hysterisch lachen, als sie sie so fressen sahen.

Sie schrie uns zu: «Ihr habt gar nichts zu lachen — in der Nacht als Ihr ankamt, brannte der Kamin die ganze Nacht —.»

Wir riefen: «Glaubt ihr nicht, glaubt ihr nicht, das ist ja nur eine böse Hexe.»

Wir hörten wie sich zwei miteinander unterhielten: «Berge von Leichen gab es wieder einmal.»

Die Hexe gegenüber fraß und fraß, und dazwischen sprach sie halb zu sich selbst, halb zu uns: «Alle kommen wir in den Kamin, auch Ihr eingebildeten Ziegen.»

Daraufhin eine von uns: «Wir kommen doch in ein Arbeitslager.» «Arbeitslager — wer weiß davon, wer hat es schon gesehen? Wir hier in Auschwitz glauben nicht daran, ob dies oder jenes, alles geht in den Tod. Sie werden rufen: eins, zwei, drei, lauft; Ihr werdet laufen und sie werden euch von hinten niederknallen. So habe ich es selbst in Polen erlebt.»

Wir fühlten, wie sich uns die Haare sträubten vor Entsetzen, eine innere Panik sich unserer bemächtigte.

Um uns das Geschrei, uns gegenüber das hexenhaft böse Gesicht, das Ganze in einem Halbdunkel.

Wir kämpften mit allen unseren Kräften gegen dieses Grauen, das sich nun unserer bemächtigte und uns an der Kehle würgte.

Zählappell, auch wir bekamen nun Brot und Margarine.

Unser Transport von ungefähr 214 Frauen mußte zurückbleiben, die anderen abtreten.

Die Blockälteste, nachdem sie uns gezählt hatte, sagte: «Ihr geht heute in den Transport.»

Wir waren so froh, nicht mehr zurück in den Block zu müssen, weg, weg, nur weg!

Wir marschierten nun los; trotz Holzpantinen und Dreck ging es ganz gut, da wir leichteren Herzens waren.

Hübsch sahen wir aus; die Strümpfe waren irgendwie zusammengebunden. Manche hatten herrliche Unterhosen, die bis zu den halben Beinen herunterreichten. Eine vor mir schleifte unter dem Kleide ein langes, blaueseides Nachthemd nach, über das sie ständig stolperte. Wir hatten schon eine gewisse Technik im Holzpantinengehen erlangt. Man durfte den Fuß nicht heben, nur so durch den weichen Schlamm rutschen.

Da war sie wieder, diese unglaubliche menschliche Elastizität. Gas, Schrecken, Grauen wurden zurückgedrängt vom wieder hoffenden Ich.

Wir gingen ziemlich lange, begleitet von einer Schreiberin und einer deutschen Aufseherin.

Wir gingen an Baracken vorüber; hinter dem elektrischen Draht sahen wir Männer; manche riefen uns zu «Hals- und Beinbruch!» «Wohin?» und wir gaben fast fröhliche Antwort. Später erfuhren wir, daß dieser Weg auch zu den Gaskammern führt.

Wir kamen an ein Tor, vor demselben eine Art Wächterhäuschen mit Turm und Maschinengewehr.

Die Aufseherin pfiff, ein deutscher weiblicher Wachtposten kam, sprach mit unserer Begleitung und rief: «kann die Häftlinge nicht mehr abfertigen».

Häftlinge waren wir; wir hörten diese Bezeichnung zum ersten Male.

Wir sanken zusammen, alles in uns sank zusammen. Ich sah in graue, erstorbene Gesichter. Als wir hierher kamen, waren wir noch junge Menschen, jetzt waren wir alte Frauen, die sich kaum weiterschleppten.

Häftlinge — zurück in den Block — flüsterten unsere Lippen. Als wir in den Block zurückkamen, waren unsere Betten wieder besetzt. Es dauerte lange, bis wir unsere Plätze wieder hatten, ohne Decken. Sie waren nicht mehr auffindbar, aber die Blockälteste —

wir wollten unseren Augen kaum trauen — brachte uns andere. Überhaupt wurden wir anders behandelt, gehässig zwar, aber mit einer gewissen Distanz, wahrscheinlich Dienstauftrag.

Die Hexe von gegenüber grinste höhnisch, als sie uns wiedersah.

Jetzt packte es uns; wir fühlten eine unbarmherzige Faust im Nacken, die uns trotz unseres Widerstandes langsam zu Boden drücken würde. Wir wagten nicht, miteinander zu sprechen, fürchteten ein jeder die Äußerungen des anderen.

Nur nicht hier bleiben, nicht hier bleiben in dieser Hölle. Wir legten uns nieder, ich konnte keine Ruhe finden; der Zwang, auf der einen Seite zu liegen, die Kameradin nicht zu stören, wurde zur Zwangsvorstellung, und ich fühlte wie ich zitterte. Ich rief mich zur Ordnung, es half nichts. Über mich kam eine furchtbare Erregung. Ich horchte überall hin, hörte da ein Flüstern, dort ein Flüstern. Alles war so unheimlich, so bedrohlich. Auf einmal Bewegung — irgendwelche Leute waren in den Block gekommen.

Ich hörte, wie eine Frauenstimme bettelte: «Mädels, macht Platz für mich und meine Tochter, nehmt uns um Gottes willen auf.» Einige Betten hinter mir Verhandlungen und ein Zusammenrücken. Die beiden Frauen hatten scheinbar Platz gefunden.

Stille, nach einer Weile ein Flüstern, so daß ich jedes Wort verstehen konnte.

Eines der Mädchen fragte, wieso sie jetzt in der Nacht in den Block kämen. Die Stimme der älteren Frau erzählte: «In unserem Block daneben war Selektion, und da bin ich und meine Tochter mit Hilfe der Blockältesten hierher geflüchtet. So machen wir es fast jeden Tag und halten uns nicht zu lange in einem Block auf. Wir wollen nicht in einen sogenannten Arbeitstransport, wir trauen dem nicht, er führt vielleicht in die Arbeit, aber viel wahrscheinlicher ins Gas.»

Die Frau erzählte weiter, daß sie von Prag aus im Jahre 1941 nach Lodz deportiert wurden und von dort hierher kamen. Und jetzt schilderte sie die grauenhaften Einzelheiten aus den Massakern der Polen. Ich rief, meiner Stimme kaum mächtig: «Aufhören, aufhören!»

Aber eines der Mädels, eine Holländerin, fragte immer weiter, wühlte sich gleichsam herein in dieses Grauen. Die Frau erzählte

von Auschwitz, daß jetzt ganze Transporte, wie sie ankamen, ohne Selektion ins Gas gingen. Sei die gewünschte Zahl nicht vollständig, so hole man einfach aus dem Block heraus, bei Tag und bei Nacht, zu allen Zeiten. «Und deshalb flüchten wir schon wochenlang von einem Block in den anderen. Einmal werden sie uns ja doch erwischen, aber wir versuchen es, so lange wie möglich. Der Kamin brennt jetzt Tag und Nacht. Hier sagt man ,die Flamme schreit schon zum Himmel‘». Langsam erstarb das Geflüster; aus manchen Betten kam ersticktes Schluchzen. Nach und nach wurde es vollkommen still im Block.

Die Stille senkte sich auf mich wie ein Gewicht, daß ich glaubte, es schon nicht mehr ertragen zu können.

Ich mußte in die Stille hineinhorchen, ich hörte nach draußen. Da schien es mir auf einmal, wie wenn irgendwo draußen ein Gong angeschlagen würde, ein unheimlicher Ton in dieser furchtbaren Nacht.

Da — waren das Schritte?

Ja, da gingen Menschen, viele Menschen.

Plötzlich hörte ich eine Frauenstimme in einer fremden Sprache aufschreien wie in höchster Not — einige Male —. Dann ein Laufen, ein dumpfer Laut — Stille.

Von irgendwo Schüsse.

Ich hatte das Gefühl, so, jetzt bin ich verrückt geworden. Das war ja gar nicht wahr, das war nur eine Halluzination, Produkt meiner gemarterten Nerven.

Ich fühlte, wie sich mein Körper ganz mit kaltem Schweiß bedeckt hatte. Um mich herum schien alles zu schlafen, manchmal sprach eine aus dem Schlafe. Ich war ganz allein, glaubte die einzige Wachende zu sein.

Später im Lager erfuhr ich, daß dem nicht so war. Es hatten einige dasselbe gehört und nicht recht gewußt, ob es sich wirklich zutrug.

Oft wurden auf diese Weise Menschen in den Gasblock oder auch direkt ins Gas gebracht, und auf dem Wege dorthin stürzten sie sich in den elektrischen Draht.

Jetzt, nach dem Kriege, erzählte mir eine junge Ungarin: Kurz nach der Ankunft in Auschwitz — nachdem sie bereits in einem

Block untergebracht war — wurde sie im Verlaufe einer Selektion mit ihrer schwangeren Freundin in den Gasblock gebracht.

Hier war es unbeschreiblich.

Einige wimmerten nur so vor sich hin, andere waren bereits wahnsinnig. Viele beteten.

Empfangen wurden sie mit den zynischen Worten: «Hier gibt es nur einen Ausweg, durch den Kamin.»

Sie selbst war erfüllt von dem einen Gedanken «heraus».

Sie hatte unwahrscheinliches Glück; es kam ein Arzt mit noch etwas menschlichem Empfinden. Sie sagte ihm, daß sie doch ganz gesund und auch nicht schwanger sei.

Mit Hilfe dieses Arztes kam sie mit noch drei anderen Mädchen aus diesem Totenhause heraus und dann in einen Arbeitstransport. Sie wollte lange nicht darüber sprechen und weigerte sich, nähere Details zu schildern.

Diese Nacht schließt ich auch nicht eine Minute, wagte aber nicht in meiner Bedrängnis eine der Kameradinnen zu wecken, horchte immer gespannt nach draußen und kam nicht los von all dem. Ich tastete in mein Gesicht, ob da nicht tiefe Furchen entstanden. Denn jetzt hatte ich alles blitzartig begriffen und wußte, Wettlauf mit dem Tod.

So lag ich wach bis zum Zählappell. Wir sahen verfallen aus nach dieser Nacht und wurden den anderen erschreckend ähnlich. Auschwitz hatte uns bereits seinen Stempel aufgedrückt, und wir waren eingereiht in diesen gespenstischen Zug noch Lebender. Wir waren nicht mehr Zuschauer, wir waren nun mittendrin in dem Elend.

Wir sahen sie nun ganz nahe, diese grinsende Fratze, und schlossen schaudernd die Augen vor ihrer unfaßbaren Häßlichkeit.

Und doch suchten wir uns noch selbst und die anderen zu belügen.

Wir konnten es nicht fassen, daß man Kinder umbrachte; wir suchten es uns auszureden mit allen Mitteln. Es mußte uns auffallen, daß wir keine Kinder sahen. Unsere Blockälteste hatte z. B. einen kleinen Jungen bei sich; er stand mit Appell, die Deutschen sahen ihn und ließen ihn unbehelligt. Irgendwie hatte die Frau das Kind gerettet — es war nicht ihres — und auf Grund ihrer Stellung wurde es stillschweigend geduldet. Wir sahen auch in anderen Gruppen vereinzelt solche Kinder. Zu diesem Buben war die Bestie rührend,

er war gut angezogen, mit den besten Wollsachen warm eingepackt und sah blühend aus. Vielleicht tat sie das Böse nur, um dieses kleine Menschenleben zu retten.

Immer war es ein Vabanquespiel. Erschütternd — so eine Blockälteste, wenn sie mit uns sprach, das Gesicht, die Stimme — und wie es sich veränderte im Gespräch mit einer deutschen Aufseherin. Wie munter sie sich bewegte, wie untertänig, wie liebenswürdig sie war, und doch hinter allem sah und spürte man die Angst. Manchmal wurde sie behandelt wie die beste Freundin, genoß Freiheit, bekam bei Blocksperrre oft die Erlaubnis, andere Lager zu besuchen und dergleichen. Aber das war alles nicht sicher, nicht endgültig. Hatte so eine Aufseherin schlecht geschlafen, zwei Nächte vielleicht schon keinen Mann gehabt oder war sie eben nur schlecht gelaunt, verfinsterte sich schnell die Sonne ihrer Huld, und oftmals wurde dann irgendeine Kleinigkeit zum Anlaß genommen, mit einem Schlag diesen Bevorzugten hinabzubefördern in die Dunkelheit der Anonymität der dreckigen Masse. Am andern Tage sah man bereits eine andere Blockälteste mit derselben Angst, mit derselben Hoffnung an ihrer Arbeit. Um jeden Preis suchte sie, diesen ihren Posten zu behaupten; wir mußten ihn bezahlen.

Je mehr eine schlagen konnte, je besser es ihr gelang, die Menschen herabzudrücken, je mehr sie für das reibungslose Funktionieren dieser Mordmaschine tat, um so sicherer ihre Position. Einige unter ihnen waren der Veranlagung nach bestimmt vollkommen amoralische Subjekte, aber nicht alle. Die Mehrzahl von ihnen hatte dieses Leben erst dazu gemacht, dieses furchtbare, zermürbende Leben, das am Menschen fraß wie ein eitriges Geschwür.

Es waren Menschen, die schon durch alles gegangen waren; ihre Angehörigen hatte man vor ihren Augen niedergeknallt; sie hatten zusehen müssen, wie man ihre Kinder auf die grausigste Art ermordete. Sie waren stumpf geworden gegen menschliches Leiden, sie hatten selbst zu viel gelitten. Sie wußten, waren sie einmal untergetaucht in diesem Elend, half ihnen keiner, und ein anderer an ihrer Stelle half mit, sie zu vernichten. Also oben bleiben, um jeden Preis.

* * *

Erschüttert blättern wir in diesem Buche menschlicher Unzulänglichkeiten.

Die blutigen Lettern klagen an — sie klagen an die eigenen Brüder. Verrat und Brudermord — da steht es geschrieben und erzählt vom tiefsten Fall des Menschen.

Wie gerne würden wir ein Siegel daraufdrücken und es versenken in den tiefsten Schacht der Vergessenheit.

Wir wissen, Du und ich, die wir durch diesen Schlamm gewatet sind, wieviel moralische Kraft dazu gehörte, um nicht darin unterzugehen. Ein jeder von uns hat etwas getan, was zumindest an seiner Menschenwürde rührte.

Wie oft haben wir uns gebückt nach einem Stückchen Zwiebel, das einer achtlos auf den Boden warf.

Wie oft haben wir im Abfallkübel der deutschen Kantine gewühlt nach einem Krautstrunk.

Wie oft haben wir ein Stückchen Brot, das wir für den Kameraden aufgespart, dann doch selbst gegessen.

Du und ich, wir haben nichts Böses getan, wir haben keinen unserer Kameraden geschädigt. Oftmals haben wir auch einen Sieg über uns selbst errungen. Aber es scheint uns wenig, erschreckend wenig, was wir vermochten — unzulänglich. Wir wissen, daß man andere Maße anlegen muß, das alles wissen wir, und doch macht es uns traurig, dieses Wissen.

Hunger — Hunger allein ist so quälend und beherrschend, daß manchmal daneben nichts anderes mehr Raum hat.

Hunger ist ein weiter Begriff, denn es gibt alle möglichen Abstufungen und Steigerungen dieses Triebes. Es war unangenehm, wenn ich mal kein Mittagessen gegessen hatte, aber ich hatte doch immer die Aussicht, meinen Hunger einmal zu stillen. Aber dieser unstillbare Hunger eines Körpers ohne Reserven, dazu die Angst, morgen vielleicht schon überhaupt nichts mehr zu bekommen. Dieser Hunger, mit dem man sich unterhält, der richtig weh tut. Man versucht es mit Ableugnung seiner Existenz, man verspricht ihm, man belügt ihn, man redet ihm gut zu, umschmeichelt ihn, versucht, ihn abzulenken durch alle möglichen Mätzchen. Aber diesem Hunger kommt man durch nichts bei; letzten Endes unterliegt man kläglich, ist besiegt von seiner harten Unbeugsamkeit.

Noch heute in der Nacht springe ich auf, hole mir schnell etwas zu essen.

Ich ertappe mich auch leider dabei — und das ist noch viel schlimmer —, wie ich hinter den Gesichtern von Menschen zu lesen versuche, mir vorstelle, wie sie sich in dieser oder jener Situation verhalten würden. Und wenn ich sie mir dann so vor Augen führe, sehe ich fast lauter Versager.

Dies ist eine schwere Last, zusätzlich zu allem anderen, die wir KZ-Menschen nun weiter durchs Leben schleppen. Die Welt hat nichts, aber auch gar nichts, um uns von diesen Krankheiten zu heilen. Wenn der Körper auch meist einen Knacks weg hat, so ist der Riß im Fundament unserer menschlichen Existenz ein viel unheilbarerer.

Wir wollen keine leeren Versprechungen und abschätzenden Blicke. Wir lassen uns nicht mehr täuschen; wir sind zu oft getäuscht worden. Wir können auch nicht zu lange warten, denn das Leben, das wir vor uns haben, scheint uns zu kurz.

Diese drei Jahre Gefangenschaft, beladen mit hundert Jahren Leid, haben uns alt werden lassen.

Jeder Tag unserer Freiheit scheint uns wie ein kostbares Gefäß, das wir anfüllen möchten bis zum Rande mit allen Schönheiten der Welt.

Drei Jahre, auch in ihrer eigentlichen Zeitauswirkung, wiegen sie nur allzu schwer

Kinder sind Analphabeten geblieben, Männer ohne Frauen und umgekehrt, und vor allem Frauen ohne Kinder.

Jüdische Frauen durften keine Kinder bekommen; auch in Theresienstadt war es strengstens verboten. Manche versuchten es zu umgehen; Resultat: Gaskammer in Auschwitz.

All das muß man sich vor Augen führen, um zu erkennen, wie groß die Schuld und wie dringend die Forderung ist, wenigstens einen Teil davon abzutragen.

Arbeitslager

Nach dem Zählappell kam eine Schreiberin zu uns; sie notierte Namen und Alter mit dem Hinweis, daß wir wahrscheinlich noch

heute mit Transport abgehen würden. Es wurde uns bedeutet, über 32 Jahre uns jünger zu machen, unter 17 älter.

Wir wagten schon nicht mehr daran zu glauben; in einem stillen Einverständnis sprachen wir nicht darüber, um es nicht zu erreden.

Wir hatten gar nicht bemerkt, daß es auf einmal totenstill geworden war, alle gleichsam den Atem anhielten.

Wir sahen einige Frauen blitzschnell unter den Betten verschwinden, andere flüsterten uns zu «deutsche Kontrolle». Da «Achtung, Achtung, Theresienstädter Transport — Kleider ablegen, ganz entkleiden!»

Wir waren sehr blaß geworden —.

Das Personal trieb uns aus den Betten, zählte uns, und wir mußten wieder einmal nackt hintereinander antreten.

Da stand er schon wieder, der Dr. Mengelen.

Wir mußten mit erhobenen Armen an ihm vorüberdefilieren. Diejenigen, die er für gut befand, bekamen einen beifälligen Schlag auf den Rücken. Vor mir mußte eine heraustreten.

Und da sah ich, als ich an dem Kämmerchen vorübergang — zutiefst erschrocken sah ich es —, das Gesicht einer älteren Frau aus unserem Transport an die Scheiben gepreßt, mit vor Entsetzen geweiteten Augen in größter Not uns anstarren. Ja, 14 Frauen kamen in dieses Kämmerchen, gingen nicht mit uns, hatten bereits den kleinen Schritt vom Leben in den Tod getan. Durch das Geheiß einer Hand — einer verruchten Mörderhand. Und verzeiht euren Peinigern — denn sie wissen nicht, was sie tun —.

Oh, diese wußten, was sie taten, kalt, überlegt, nicht aus einem Affekt heraus mordeten sie hilflose Frauen und Kinder.

Ich sah so einen Mörder zärtlich ein Hündchen streicheln, zu ihm sprechen in den liebevollsten Worten.

Menschenwesen, Kinder, sahen ihn an aus ahnungslosen, unschuldigen Augen.

Ausgelöscht, ohne Zögern, in treuer Pflichterfüllung.

Ein junger Arzt war Augenzeuge, wie Dr. Mengelen in ein Kinderheim kam und strahlend verkündete: «morgen gibt es einen guten Pudding».

Ja am übernächsten Tag war das Kinderheim liquidiert, die Kinder lebten nicht mehr.

Wir waren 200 Frauen, die in ein Arbeitslager kamen.

Wir machten abermals den Weg zum Wächterhäuschen und diesmal wurden wir durchgelassen.

Der Wind war zum Sturm angewachsen, und wir froren jämmerlich. Nun kamen wir abermals in ein Bad. Nicht dasselbe wie bei unserer Ankunft, viel primitiver und sehr schmutzig. Wir mußten uns draußen im Gang ausziehen; auch diesmal wurde uns alles weggenommen — aber nur allzugern warfen wir die Lumpen von uns —, nur die Strümpfe mußten wir behalten. Wir standen ungefähr zwei Stunden nackt im Gange; uns schlügen vor Kälte die Zähne aufeinander, richtig blaugefroren waren wir. Dann durften wir endlich in den Waschraum. Es zog von allen Seiten, da alle Fenster zerbrochen waren. Es war uns zumute, wie eine voller Pessimismus richtig bemerkte, «jetzt sollen sie nur kein kaltes Wasser auf uns lassen», das war das einzige, was wir momentan befürchteten. Eine deutsche Aufseherin, unternehmungslustig mit der Peitsche knallend, ging ständig durch den Raum.

Heißes Wasser ergoß sich auf unsere erstarrten Körper.

Noch dampfend und naß mußten wir ganz in der Nähe der offenen Fenster Aufstellung nehmen, um unsere Kleider zu empfangen.

Ich bekam statt eines Hemdes eine elegante Pyjamajacke, keine Hosen — ein Kleid — 7 Monate hatte es Zeit, sich in ein Nichts aufzulösen — mit zerfetztem Rücken, nur gehalten durch die Ärmel. Dann aber Schuhe, richtige Schuhe. Die ersten, die ich bekam, waren Ballschuhe mit hohen Stöckeln; ich kam beim besten Willen nicht hinein, so zierlich waren sie. Ich meldete es; so wurden Riesenmännerschuhe mein Besitz.

Es gab Prügel. Manche, die sich über zu große oder zu kleine Schuhe beklagten, hatten auf beiden Seiten ihres Gesichtes ganz deutlich Fingerabdrücke. Es hieß von uns, wir seien ein rebellischer Transport.

Wir bekamen Mäntel, die halbwegs den ganzen Jammer verdeckten. Meine Freundin erhielt sogar einen schönen, schweren, englischen Mantel, der uns noch gute Dienste leisten sollte. Wir hatten keine Judensterne, aber auch keine Kopftücher. Wir batzen sehr darum, bekamen aber keine. Als wir angekleidet draußen

standen, siehe da, wir hatten in zehn Minuten die schönsten Kopftücher; das Futter aus den Mänteln herausgerissen und unsere kahlen Köpfe waren bedeckt.

So standen wir im Sturm, Schnee und Regen sechs Stunden. Wir klammerten uns aneinander, duckten uns, um dem Sturm weniger Widerstand zu geben, und es war uns nicht gerade fröhlich zumute. Je länger es dauerte, um so mehr befürchteten wir, doch noch hierbleiben zu müssen.

Ein sehr gut gekleidetes Mädchen wurde in unseren Transport eingereiht. Sie weinte bitterlich. Sie weinte, weil sie von Auschwitz wegmußte. Sie war hier Blockälteste, kam strafweise in einen Arbeitstransport, hatte ihren Freund und Bruder vor kurzer Zeit ins Gas gehen sehen und weinte und weinte, weinte, weil sie von hier wegmußte.

Das waren Menschen, die schon ganz vergessen hatten, daß sie jemals ein anderes Leben als das eines KZ-Häftlings geführt hatten. Sie lebten nur in der Gegenwart, ohne Vergangenheit, ohne Zukunft, waren nur noch Produkt des jeweiligen Lagers geworden. Sie hatten Jahre im KZ verbracht, hatten ihre Freunde, die genau so waren wie sie selbst, und verkörperten einen Typ Menschen, der endgültig gezeichnet war von diesem Leben. Ihre Lebensbedingungen waren durch die Kenntnisse aller Lagerschliche erträglich, sie hatten nur Angst vor einer Veränderung, wo sie dann auf unbekanntem Boden wieder neu beginnen mußten. Natürlich gab es Gaskammern, den Tod, aber der konnte ihnen fast gar nichts anhaben. Den Tod hier kannten sie, und dank ihrer Erfahrungen und Beziehungen konnten sie sich oft einen Aufschub erwirken und auch hoffen, ihm zu entgehen. Aber der Tod, der vielleicht jetzt ihrer wartete, den kannten sie nicht, dem waren sie ohne Wissen ausgeliefert wie alle anderen.

Ein solches KZ-Produkt war unsere zukünftige Lagerälteste. Sie war sicher nicht schlecht, hatte sie doch immer eine Gruppe von Mädchen um sich, denen sie wirklich half, mit denen sie alles teilte — aber dieses jahrelange Auschwitz hatte sie zu einem wunderbaren Instrument in den Händen deutscher Aufseherinnen gemacht. Es war ein fabelhaftes Zusammenarbeiten, einer machte sich dem anderen unentbehrlich, und es klappte alles wunderbar. Es kam ihr gar nicht mehr zum Bewußtsein, daß sie etwas Unrechtes tat,

und es erschien ihr alles ganz in Ordnung. Dieses Sich-und-andere-Hetzen war ihr zur zweiten Natur geworden, so daß sie die Qual einer anderen gar nicht mehr sah.

Ihr Tag begann damit, im Gesicht der Oberaufseherin zu forschen und zu erraten, wie sie diesen Tag zu gestalten habe. Da gab es viele Nuancen: Uninteressiert — das war für uns ein Haupttreffer. Da konnte man sich was trauen und in den Taschen allerlei nach Hause bringen. Interessiert — das war unangenehm und brachte Überraschungen der mannigfältigsten Art.

Soldatisch forsch — das war bitter. Da mußte man sich auf Kontrollbesuche und Strafarbeit gefaßt machen.

Am schlimmsten — wenn mild und gütig. Dann wurden alle Kranken aus den Krankenstuben herausgeschmissen, aus Gesundheitsrücksichten alle Matratzen auf den Hof geworfen und was dergleichen menschenfreundliche Regungen mehr waren. Unsere Lagerälteste machte das alles mit, ohne uns unser Los zu erleichtern.

Manchmal, wenn sie gut gelaunt war, gab sie uns Verhaltungsmaßregeln für die verschiedensten Stimmungen. Es gab sicher viel ärgerre dieser Sorte, aber unser Bedarf war mit diesem Musterstück vollauf gedeckt.

Nun, vorläufig war sie trotz besserer Kleidung und eines kleinen Köfferchens ein bangender Häftling, so wie wir alle.

Endlich, nach zwei Stunden, die uns wie eine Ewigkeit schienen, wurde unser Transport zum Einwaggonieren ausgerufen. Vorher wurden wir sogar verproviantiert. Jeder bekam ein Brot, Wurst und Margarine.

Das war der Beweis, daß vorläufig unser Leben gerettet, wir aufgerückt waren vom namenlosen Etwas zum deutschen Arbeitssklaven. Die zweite Fahrt im Viehwagen begann, um uns wieder einmal etwas Unbekanntem entgegenzubringen.

Wir waren 72 Frauen in einem Wagen, unter Bewachung bewaffneter SS-Feldpolizei, saßen aufeinander, übereinander, auf einem Haufen. In der Nacht ohne Licht kam es zu einer unbeschreiblichen Verwirrung und Panik. Gegen Ende der Reise waren wir schon alle so erschöpft, daß uns alles egal war und wir nur einen Wunsch hatten, zu schlafen.

Von den Polizisten erfuhren wir, daß unser Ziel Oederan in Sachsen sei.

Bis Dresden war die Fahrt fast eine genaue Wiederholung unserer Auschwitzer Reise, nur dauerte sie noch länger und weckte schmerzliche Erinnerungen. Nur einige Tage lagen dazwischen und uns schienen es Jahre. Wir hatten in diesen Tagen so viele Etappen des Erleidens durchheilt, daß uns zumute war, wie einem Menschen, der herabstürzt, immer wieder von einem Felsvorsprung aufgefangen wird, weiterfällt, um dann tief unten liegen zu bleiben und nicht zu wissen, ob er eigentlich lebt. Er tastete alle seine Glieder ab, ob sie heil geblieben sind, kommt langsam zu sich, zum Bewußtsein, daß er lebt. Ich selbst fühlte mich auf der Fahrt am Ende meiner Kräfte. Wie ich in der Zukunft sah, war auch ich gerüstet, ohne daß ich es wußte.

Wir besaßen nun wirklich gar nichts, als die Lumpen, die wir am Körper trugen, und die Weisheit von einigen Auschwitzer Tagen.

Unser Leben im KZ Oederan

Du erfaßt die Hände, die sich dir entgegenstrecken
und schreitest langsam ein, in ihre Reihen.

Du schmiegst dich dankbar in die Menschenwärme
die dich umhüllend zart erfaßt.

Ja, wir hatten nur unser Leben und hegten keine zu großen Erwartungen nach all dem in Auschwitz Erlebten.

So erschien uns das KZ Oederan — Außenkommando — Filiale von Floßenburg — anfangs noch erträglich.

Eine Erstaufseherin hatte die erste Zeit das Kommando — sie war nicht allzu schlecht — und was das beste war, wir mußten die ersten drei Wochen nicht zur Arbeit. Das war für unseren seelischen und körperlichen Erschöpfungszustand eine gute Sparmaßnahme unserer Kräfte, die den kommenden Anforderungen zugute kam. Diesem Umstande haben wir es wahrscheinlich zu verdanken, daß wir das Ganze so gut durchhielten. Als wir ankamen, waren bereits 300 Frauen anwesend, meist Polinnen und Ungarinnen. Diese hielten sich bereits drei Wochen in Oederan auf und nur ein kleiner

Teil von ihnen arbeitete. Sie arbeiteten in einer Waffenfabrik — Patronen —, einige Schritte von unserem Lager entfernt. Wir waren natürlich eingesperrt, hinter vergitterten Fenstern; herausschauen war strengsten verboten, so daß wir nach einiger Zeit wünschten, arbeiten zu können, um wenigstens hinauszukommen. Außerdem hatten wir Angst, wieder nach Auschwitz zurückgeschickt zu werden, wenn es hier keine Verwendung für uns gäbe. Die verhältnismäßig guten Zeiten sollten aber nicht zu lange dauern.

Wir bekamen eine Oberaufseherin zugeteilt, eine Oberaufseherin mit einer für uns beängstigenden Vergangenheit.

Zuerst war sie Aufseherin in Auschwitz, und zu uns kam sie aus einem Konzentrationslager in Holland. Von dort mußte sie vor den anrückenden Alliierten flüchten. Sie hatte einen Streifen am Ärmel — bei uns bekam sie den zweiten —, also SS-Offizier und gut geschult.

Jetzt kam in das Ganze ein anderer Zug. Alles wurde von Grund auf umorganisiert. Vor allem mußten alle arbeiten. War keine Arbeit da, so wurde sie eben aus dem Boden gestampft. Außerdem arbeitete die Fabrik bereits voll — natürlich Augenauswischerei —, wenn kein Material vorhanden war, mußten die Arbeiterinnen stehen. Auch wenn nichts zu tun war mußten sie stehen; sitzen war strengstens verboten. Im Anfang gab es noch einiges Material, aber da die Maschinen ständig Defekte hatten, wurde sehr wenig produziert.

Frau Oberaufseherin hatte für ihre eigene Person einen ganzen Stab von Häftlingen, die nur für sie arbeiteten. Das war eigentlich verboten, da das KZ für jeden arbeitenden Häftling einen großen Betrag von den verschiedenen Betrieben ausgezahlt bekam. Wir waren sehr teure Arbeitskräfte, wie uns die verschiedenen Meister erzählten.

Befehle waren nur da, um von den Untergebenen und den Häftlingen befolgt zu werden.

Frau Oberaufseherin war Alleinherrscherin in ihrem Reich. So hatte sie eine Zofe, vier Schneiderinnen, vier Strickerinnen und eine ganze Gruppe Strohflechterinnen zu ihrer eigenen Verfügung. Natürlich nur das Beste vom Besten, denn Frau Oberaufseherin war eine Frau von Geschmack und wußte, was gut und teuer war. Die

Strohflechterinnen vollbrachten wahre Kunstwerke; fast ohne jedes Handwerkszeug arbeiteten sie die apartesten Schuhe und Teppiche.

Aus den Lagerbeständen der Häftlinge wurden die besten Pull-over und Westen herausgesucht, aufgetrennt und von unseren Fachleuten zu den schönsten Sachen verarbeitet. Damit beschenkte die Dame ihre ganzen SS-Verwandtschaften und -Bekanntschaften. Wenn sie, zu einem Rendezvous gehend, an uns vorüberrauchte, hielten wir den Atem an vor neidvoller Bewunderung. Die Arbeiterinnen selbst waren die geplagtesten Wesen. Für jede Arbeit wurde eine Frist angesetzt, und daß diese nicht zu lange bemessen war, das bewiesen die zitternden Hände unserer Schneiderinnen.

Eine schwere Uniform arbeiten — da gab es überhaupt keinen Schlaf für die Armen und kein i-Tüpfelchen durfte fehlen. Nichts entging den unerbittlichen Augen.

Die Zofe — das ist wieder so ein Kapitel menschlicher Unzulänglichkeit. Ihre Hände zauberten die wunderbarsten Frisuren auf dieses so liebe Haupt. Sie fuhr dabei nicht allzu schlecht, denn wir hatten den Eindruck eines fast freundschaftlichen Verhältnisses.

Ebenso wurde eine Schreiberin ernannt. Auch ein gehetztes Wesen. Vor allem gehetzt durch ihre eigenen Nerven, durch ihre eigene Feigheit und durch die Sorgen um ihr eigenes Wohlergehen. Sie verdient kein Mitleid, denn sie machte trotz der Möglichkeit, uns durch ihr Wissen zu helfen, wenig Gebrauch von diesem Vorrecht.

Mit der Ankunft der Oberaufseherin wurde endlich ein verzweifelter Häftling — die in Auschwitz eingereichte Blockälteste — zur Lagerältesten erhoben. Und dies auf Grund einer alten Bekanntschaft aus der gemeinsamen Auschwitzer Vergangenheit. Oh, diese Seligkeit — endlich wieder im richtigen Fahrwasser und auf gebührendem Posten. Aus der verweinten, sich nach Auschwitz Zurücksehnenden wurde von Tag zu Tag eine gewichtigere Persönlichkeit. Ihre Information über die Oberaufseherin lautete nach ihrer Erfahrung: «Nicht die Schlechteste, aber sie schlägt.» Bis jetzt — zur Ehre der Aufseherin sei es gesagt — wurde nicht geschlagen.

Im Lager waren auch zwei Ärztinnen, eine russische und eine ungarische Ärztin. Die letztere war, wie sich herausstellte, eine gute Bekannte meiner Freundin.

Endlich ein Mensch, der Mut hatte, nicht zu allem schwieg und für uns Häftlinge an sanitären Maßnahmen erkämpfte was möglich war. Leider sollten wir sie nicht lange behalten, da sie in ein anderes Lager versetzt wurde. An ihre Stelle kam eine zwar brave, aber sehr ängstliche und schwache Persönlichkeit. Die ungarische Ärztin kam eines Sonntagnachmittags in unser Bett hereingekrochen. Sie hatte ganz verzweifelte Augen und bat uns, nicht böse zu sein, wenn sie jetzt zu uns spräche. «Ich muß zu jemanden sprechen, sonst werde ich wahnsinnig», waren ihre Worte.

«Mit zwei Kindern und meinem Manne kam ich nach Auschwitz. Ein vierjähriges und ein zweijähriges Mädchen. Die Größere — ein besonderes, kluges und aufgewecktes Kind, hatte auf der Fahrt furchtbare Angst, klammerte sich die ganze Zeit an mich und fragte ständig: „Mutti, Du wirst mich nicht allein lassen?“ Mein Gott!», und hier brach sie ganz zusammen: «Mein Mutterinstinkt hat mich verlassen — ich ließ mein armes Kind allein in all diesem Grauen. Eine Mutter hat ihre Kinder allein in den Tod gehen lassen, und das bin ich. Das Kleine hat es nicht so verstanden, aber dieses sensible Kind, was muß es gelitten haben. Als wir in Auschwitz ausgestiegen waren, bedeutete mir einer der Leute des Hilfspersonals, meiner Kinder vorläufig einer alten Dame zu übergeben. Ich habe es getan, natürlich ohne die Bedeutung dieses Ratschlagens zu ahnen. In diesem Wahnsinn wußte man doch überhaupt nicht, was man tat. Er wollte mir das Leben retten und ich, ich die Mutter, habe es getan, nichts hat mich gewarnt und ich habe meine Kinder im Stich gelassen. Und ich lebe. Kann ich denn so leben mit dieser Schuld? Sagt selbst, kann ich denn leben?»

Wir trösteten sie natürlich, daß sie leben müsse, schon wegen ihres Mannes, den sie sicher wiedersehen würde.

Immerfort sagte sie: «mein Mutterinstinkt», bekam einen furchtbaren Weinkampf und damit, glaube ich, hatte sich viel gelöst, denn sie lebte. Wir trafen sie zufällig bei der Evakuierung und wirklich, wie wir es unbewußt prophezeit hatten, kehrte ihr Mann zurück und sie waren wieder beisammen.

Manche Mutter, die das liest, wird vielleicht nicht verstehen können, wie diese Mutter noch leben konnte. Woher sie die Kraft nahm, unter so schweren Bedingungen weiterzuleben. Ja, eben diese

schweren Bedingungen war es, die sie am Leben erhielten. In einer normalen, gleichmäßigen Atmosphäre ohne besondere Anforderungen an ihre körperliche und seelische Widerstandskraft, hätte sie es vielleicht nicht ausgehalten. In diesem Leben aber kämpfte der Körper selbständig, ohne daß man ihm die Erlaubnis dazu gab.

* * *

Wie diese Menschen dies alles jetzt ertragen, nachdem die große Spannung nachgelassen und der erste Rausch über die wiedergewonnene Freiheit vorüber ist, das ist eine andere Frage und nicht so leicht zu beantworten.

Auch wir im KZ haben immer noch gehofft, trotz unserer bitteren Erfahrungen, unsere Leute vielleicht doch wiederzusehen. Diese Hoffnung war unser stärkster Halt. Wenn es bei manchen auch nur ein ganz kleiner Funke war, so hat er doch genügt, unserem zermürbenden Leben immer wieder den nötigen Auftrieb zu geben.

Eine beunruhigende Erscheinung konnte ich jetzt bei vielen meiner Freunde und auch bei mir selbst beobachten. Das Sprichwort «Zeit heilt Wunden» scheint bei uns ins Gegenteil verkehrt. Je mehr die Zeit weiterschreitet, je mehr wir uns von all dem Erlebten entfernen, um so mehr scheinen wir auch zu vergessen, welchen Wert das nackte Leben für uns besaß. Wir werden anspruchsvoll, vielleicht zu anspruchsvoll, als Gläubiger einer Schuld, die einzutreiben fast hoffnungsloses Beginnen ist.

Einige wurden ganz apathisch, manche kehrten in die Vergangenheit zurück, wühlten sich hinein in ihren Schmerz, andere verzweifeln und verirren sich immer mehr in einem ausweglosen Gestrüpp. Ein jeder glaubt, selbst genug ertragen zu haben, um noch verschiedene Maße des Erduldens anlegen zu können. Jeder glaubt, daß seine Leiden unter dem Drucke dieses Krieges die schlimmsten gewesen sind. Es ist ja auch so, daß man nie wirklich das Leid des anderen begreifen kann und eben erst alles an der eigenen Haut verspüren muß, um verstehen zu können.

Es wird zum Beispiel oft geantwortet: «Sie können sich gar nicht vorstellen, was wir hier in der Stadt mitgemacht haben. Vor jedem an der Tür sind wir zu Tode erschrocken, da wir immer damit rechnen mußten, daß es ein Gestapobeamter sei; da habt Ihr es

in Theresienstadt viel ruhiger gehabt.» Solche und ähnliche Gespräche höre ich ständig; sie widerlegen zu wollen ist müßige Anstrengung und führt ins Uferlose.

Und wir haben geglaubt, daß alles ehrfürchtig schweigen wird vor so viel Schmerz, vor so viel unfaßbarem Leid.

Wir haben geglaubt, daß wir Ruhe finden werden am Herzen einer Welt, das für uns schlägt, für unser Schicksal. Daß dem nicht so ist, das ist ein schwerer Schlag für uns, der es uns schwer macht, uns wiederzufinden. Sicher sind wir zu anspruchsvoll und haben uns in unserer Gefangenschaft eine Welt zusammengeträumt, die es nicht gibt, nicht geben kann. Wir haben ein Extrem erlebt, das wirklich Böse. Jetzt dachten wir, das andere zu erleben — das wirklich Gute. Wir haben die richtigen Maße verloren und müssen erst den Weg finden zwischen diesen beiden.

Als ob

Ich kenne ein kleines Städtchen, ein Städtchen ganz tipptopp,
ich kenn es nicht beim Namen, ich nenn die Stadt Als-ob.
Nicht alle Leute können in diese Stadt hinein,
sie müssen Auserwählte der Als-ob-Rasse sein.
Die leben dort ein Leben, als ob's ein Leben wär
und freu'n sich mit Gerüchten, als ob's die Wahrheit wär.
Die Menschen auf den Straßen, die laufen im Galopp,
wenn man auch nichts zu tun hat, tut man halt als ob.
Es gibt auch ein Caféhaus, gleich dem Café Europa,
und bei Musik und Zeitung fühlt man sich dort als ob.
Und mancher ist auch manchmal mit manchem ziemlich grob,
Daheim war es ein großer, hier tut er sich als ob.
Des Morgens und des Abends trinkt man Als-ob-Kaffee,
am Samstag, ja am Samstag, da gibt's Als-ob-Haché.
Man stellt sich an um Suppe, als wäre etwas drin,
und man genießt die Dorsche als ob's ein Vitamin.
Man legt sich auf die Erde, als wäre es ein Bett
und denkt an seine Lieben, als ob man Nachricht hätt.
Man trägt das schwere Schicksal, als ob es nicht so schwer
und spricht von schöner Zukunft, als ob es morgen wär.

So hatte einer der Theresienstädter geschrieben. Jetzt in Oederan erschien uns Theresienstadt in einem direkt verklärten Lichte und unsere Gespräche über Theresienstadt fanden kein Ende.

Man schließt zu zweit in einem der dreistöckigen Betten, zugedeckt mit einer dünnen Decke — oft krachte in der Nacht der ganze Bau zusammen —; am Morgen war man müde und unausgeruht.

Am Abend faßten wir unsere Brotration für den ganzen folgenden Tag. Die meisten von uns aßen sie bereits am Abend, so daß wir mit leeren Mägen zur Arbeit ausrückten.

Vorher Zählappell und dann in Kolonnen zur Arbeit.

Dies natürlich unter Bewachung von Aufseherinnen und Werkpolizei. Ich gehörte einer Gruppe für Außenarbeit an. Zuerst gruben wir einen Graben für eine Wasserleitung, bis tief in den Winter hinein. Dann wurde ich mit noch drei Kameradinnen einer Gruppe für Bauarbeit zugeteilt. Eine Leinenweberei wurde in eine Waffenfabrik umgewandelt. Die schwere Arbeit, wie Ziegel und Zementsäcke verladen, machten wir gemeinsam mit einigen Italienern. Wir vier Frauen waren Gehilfinnen bei dem Umbau eines Lagers für neue Häftlinge. Die Häftlinge kamen nie, es wurden dann später deutsche Flüchtlinge und unsere ausgebombten Meister darin untergebracht.

Ich muß jetzt noch lachen, wenn ich daran denke, wie oft wir während dieser schweren Arbeit Verwünschungen ausstießen: «Da sollen nur die Deutschen hereinkommen», was auch wirklich recht bald geschah.

Es war richtige Männerarbeit, und unsere Hände waren wund vom ständigen Hantieren mit Ziegeln und Zement. Trotzdem hatten wir es besser als die Maschinenarbeiterinnen, da wir größere Bewegungsfreiheit hatten.

Wir brachten die politischen Nachrichten ins Lager, auch Zeitungen und Flugblätter, und wurden zu Hause schon immer sehnsüchtig erwartet.

Wie waren wir froh, wenn wir eine gute Nachricht mitbringen konnten.

Ein Flugblatt werde ich nie vergessen — ich lernte es auswendig, um es dann genau berichten zu können.

Überschrieben war es mit «Es geht zu Ende» und am Schluß

«Bleibt am Leben». Inhalt war der entscheidende Übergang über den Niederrhein. Das Flugblatt wurde von jeder einzelnen des Außendienstes gelesen, dann aber zerrissen und weggeworfen, da damals schon ständig Leibesvisitationen waren.

Als ich ins Lager kam, wurde ich gefeiert und mußte das Ganze so oft zitieren, bis mir der Atem ausblieb.

In der Küche erhielt ich sogar eine Extraration.

Wir im Außendienst wurden zu richtigen Gangstern.

Die Aufseherinnen kannten wir recht gut in ihren verschiedensten Aufmachungen, so daß wir mit ihnen fertig wurden. Vor allem, wenn wir sie beim Flirt wußten — das ist natürlich viel zu fein ausgedrückt —, dann waren sie gut aufgehoben, und wir konnten alles wagen.

Das ging eine Zeitlang gut, bis zwei Affären, die viel Staub aufwirbelten, uns später unsere Streifzüge erschwerten. Einmal wurde eine von uns beim Rauchen erwischt, Resultat: stärkere Bewachung.

In der zweiten Affäre spielte die Hose eines Italieners eine Rolle, die eines der Mädchen über Sonntag nach Hause nahm, um sie zu flicken. Als wir an unserer Oberaufseherin vorübergehen mußten, fiel ihr der kolossale Leibesumfang der Sünderin auf und — o Schreck — sie zog die Männerhose heraus. Die Kameradin leugnete natürlich alles, um den Italiener nicht hineinzuziehen.

Sie bekam acht Tage Bunker ohne Essen und wurde aus dem Außendienst ausgeschlossen. Der Italiener blieb ohne Hose und wir stolperten jetzt auf Schritt und Tritt über Aufseherinnen und Werkpolizei. Aber wir fanden doch Mittel und Wege — oft mit einer Keckheit, die mir heute unverständlich ist — unsere verschiedenen Geschäfte zu erledigen.

So versorgten wir das Lager mit Handtüchern, Taschentüchern und Kopftüchern, die wir von den Arbeiterinnen der Leinenweberei erhielten. Ein kleiner Teil der Fabrik — natürlich isoliert von uns — blieb Weberei. Wenn Menschen wirklich helfen wollten, so bestand auch die Möglichkeit dazu. Die Arbeiterinnen hatten teilweise Zivilcourage und versuchten immer wieder, uns etwas zuzustecken und uns unser Los zu erleichtern. Natürlich mußten vor allem wir immer auf dem Posten sein, wachsam, vorsichtig und diplomatisch.

Als es an Kohlen mangelte — die Aufseherinnenbaracken nicht mehr genug geheizt werden konnten —, bekamen wir die inoffizielle Erlaubnis, am Bahnhof Kohlen zu stehlen. Bei diesen Aktionen durften wir uns natürlich nicht erwischen lassen — dann wurden wir offiziell bestraft — trotzdem taten wir es sehr gerne, da es uns fast immer gelang, Steckrüben für unseren eigenen Bedarf beiseite zu schaffen.

Die letzten Monate, als der Bau der Fabrik beendet war, die neuen Häftlinge nicht gekommen waren, wurde ein Teil des Außen-dienstes an die neuen Maschinen gestellt. Diese arbeiteten aber nie richtig, da immer irgendwelche wichtigen Bestandteile fehlten.

Wir aber mußten Arbeit vortäuschen, und wenn Kontrolle kam sehr geschäftig tun. Das war gar nicht so einfach und mußte gut durchdacht werden. Dieses spätere nach Arbeitjagen wurde zu einem richtigen Alldruck, dem wir mit allen möglichen Tricks bei-zukommen suchten. Nie durfte die Oberaufseherin oder eine sonstige Kontrolle merken, daß wir nichts zu tun hatten, denn dies hätte uns dann gefährlich werden können. Wir hätten auch nicht mehr schwer arbeiten können, denn wir hungerten sehr und wurden immer schwächer und schwächer. Auch früher hatten wir Hunger. Manchmal, wenn ich so auf einem der Baugerüste stand, konnte mich gerade noch irgendein Arbeiter erwischen, sonst wäre ich hinabgestürzt. Mit einem mit Zement gefüllten Eimer die Leiter hinaufzuklettern, war bei Hunger-Schwindel keine einfache Sache. Die Arbeiter erlaubten nicht, daß wir mit zwei Kübeln heraufstiegen, aber nur, wenn keine Aufseherinnen in nächster Nähe waren.

Die letzten Monate lebten wir nur noch von Wassersuppen mit Steckrüben — Kartoffeln gab es keine mehr — und einem Stückchen Brot, das täglich kleiner und kleiner wurde. Wir wußten nicht, wo-von wir eigentlich lebten und konnten uns nicht genug über diese Tatsache wundern und darüber philosophieren.

Aus einer anderen Fabrik wurden freilich jede Nacht Ohnmächtige — Nachschichten waren am schwersten durchzuhalten — nach Hause geschleppt, und die Kinder machten uns große Sorgen, da sie von Tag zu Tag mehr dahinschwanden.

Die Laune unserer Oberaufseherin wurde mit den fortschreiten-den Erfolgen der Alliierten auch keine bessere, und täglich wartete

sie uns mit den unangenehmsten Überraschungen auf. Leibesvisitationen, Bettkontrollen und Strafarbeiten waren an der Tagesordnung.

Bettkontrollen waren für uns eine schmerzliche Angelegenheit, da wir dabei immer unsere schwer erkämpften Kostbarkeiten wie Messer, Schere, Kamm und Spiegel einbüßten. Nach der Meinung der Oberaufseherin arbeiteten wir zu wenig. So entsprangen ihrem erforderischen Geiste die angenehmsten Beschäftigungen. Den Hof waschen, vor den Aufseherinnenbaracken einen Garten pflanzen, und das Schlimmste war, als sie uns verkündete, wir müßten uns einen Spielplatz für den Sommer bauen.

Wir vom Außendienst hatten keinen freien Sonntag mehr, wurden ständig — in Anerkennung unserer größeren Geschicklichkeit — zu diesen Arbeiten herangezogen.

Der Druck wurde immer stärker, der Hunger immer quälender, und dazu kam noch die große Angst, wenn keine Arbeit vorhanden war, liquidiert zu werden.

Wir hörten unterdessen auch beängstigende Nachrichten von Häftlingen, die halbnackt und halbtot durch die Ortschaften zogen.

Wir sahen die deutschen Flüchtlingszüge, genau so wie wir in Viehwaggons und heruntergekommen, am Oederaner Bahnhof stehen.

Einige Schichten wurden jetzt ständig aus der Fabrik zurückgeschickt, da es keine Arbeit mehr gab. Die Schikanen mehrten sich.

«*Der Führer hat Geburtstag*», noch immer höre ich diesen herzerreißenden, monotonen Sang einer Kameradin —.

Als sie ins Lager kam, war sie noch ein kugelrundes Bauernmädchen mit knallroten Backen. Später war sie dann eine von denen, die am meisten Hunger litt. Ihr einfacher Verstand wurde mit all dem nicht fertig und stand dem Ganzen fassungslos gegenüber. Wir bemerkten keine besondere Veränderung, war doch jeder zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um derartige seelische Vorgänge registrieren zu können. Wir fanden sie nur ein bißchen beschränkt und kümmerten uns nicht viel um sie.

Der Geist unseres Lagers war sicher kein schlechter — denn es kam zu keinen Gemeinschaftsdiebstählen und nie zu Denunziationen —, aber dieser tägliche Existenzkampf jedes einzelnen richtete

sich gegen die weniger Befähigten und war oftmals grausam in seinen Auswirkungen. Es erinnerte mich an die Kindheit, an die Schule — und hier im KZ wurde der Mensch aller künstlichen Umhüllungen beraubt —, denn auch da gab es Kinder, die furchtbar littten unter der Stärke der anderen und der eigenen Kampfuntüchtigkeit. Als nun unsere Kameradin vor uns lag, besiegt von all diesen Mühsalen und unserer eigenen Unzulänglichkeit, hatten wir Gewissensbisse und gaben uns viel Schuld an dieser Tatsache.

Die Brotration sollte schon wieder einmal gekürzt werden, und dies versetzte uns alle in die größte Unruhe. Das Gehirn unserer kleinen Margot konnte diesem Druck nicht mehr standhalten. Es begann damit, daß sie uns ständig fragte: «Ist es auch wahr?» Am Abend lag sie ganz apathisch, wie in einer tiefen Ohnmacht. Dann fing sie an zu toben, so daß wir sie ins Krankenzimmer, das dicht neben unserer Ubikation lag, schaffen mußten. Tag und Nacht schrie sie: «Der Führer hat Geburtstag.» Dann sang sie die holländische Hymne und flüsterte entsetzt: «Die Oberaufseherin kommt.» Es schallte nur so durch das ganze Haus und erregte natürlich Aufsehen. Es gelang aber, den eigentlichen Zustand zu verheimlichen und ihn mit hohem Fieber zu bezeichnen. Andernfalls wäre sie sicher weggeschafft worden. Später gingen die Tobsuchtsanfälle in ein schreckliches Verstummen über. Sie erlebte aber trotzdem die Freiheit; ob sie gesund wurde, ist mir unbekannt.

Was bedeutete es, wenn die Brotration wieder einmal gekürzt wurde? Brot war etwas unvorstellbar Köstliches. Es wurde direkt ein Kult damit getrieben. Da gab es gesuchte Brotschneiderinnen, die das Brot in so hauchdünne Scheibchen schnitten, daß man die Illusion hatte, einen ganzen Haufen vor sich zu haben und theoretisch die schönsten Einteilungen treffen konnte; bei der Verteilung gab es endlose Debatten, ob ein Eckstück besser als ein Mittelstück sei. Dann verglich man, fand immer, daß man betrogen war. Es wurden die fantastischsten Waagen aus Pappdeckeln fabriziert, und die Besitzerinnen wanderten dann von Zimmer zu Zimmer und fällten ihr Urteil. Meine Freundin setzte sich jeden Abend nach der Brotverteilung auf unser Bett, machte allerhand geheimnisvolle Vorbereitungen — das Kopftuch wurde als Tischtuch benutzt —, sie zählte ihre Brotfragmente und murmelte vor sich hin:

«So, zweie esse ich jetzt, zweie zum Frühstück, zweie zur Arbeit.» «Da werde ich wieder einen Hunger haben», konstatierte sie mit einem schweren Seufzer. «Na, ich gehe ja bald schlafen, da spür ich's nicht so», beruhigte sie sich selbst, aß mit zeitlupenartiger Langsamkeit ihre zwei Stückchen, legte fein säuberlich ihre Fetzen zusammen, hüllte sich in ihren eleganten englischen Mantel und schließt sofort ein. Jeden Abend wiederholte sich dasselbe und ich wartete immer voller Angst und Wut auf dieses stereotype Selbstgespräch. Da ich meist meine ganze Brotration auf einmal aß und auch nicht so schnell einschlafen konnte, wurde mir diese ihre strenge Methodik zu einem ständigen Vorwurf, und ich mußte neidvoll ihre Überlegenheit anerkennen.

Brot war eine gewisse Sicherheit und nahm ein bißchen von der Angst vor dem Verhungern.

Brot war eine feste Insel in dem Wassersuppenmeer.

Eine 14jährige Ungarin war wie die kleine Margot hineingeflüchtet in das Vergessen. Als die Oberaufseherin aufs Krankenzimmer kam, schaute sie das Kind ganz verklärt an und sagte: «Du bist soo schön.» Von diesem Augenblick an besuchte sie die Oberaufseherin fast jeden Tag, ließ ihr Essen aus der Aufseherinnenküche bringen und stellte zu ihrer alleinigen Bewachung und Pflege eines unserer Mädchen ein. Später, als die Kleine aufstehen konnte, wurden für sie die besten Kleider herausgesucht, und sie wurde wie eine Puppe gekleidet. Das wurde der Oberaufseherin mit der Zeit natürlich langweilig, und später kümmerte sie sich auch gar nicht mehr um sie. Ich selbst wurde auch krank in dieser Zeit, bekam hohes Fieber, mußte aber nach einigen Tagen das Krankenzimmer verlassen und blieb von da an sehr schwach. Überhaupt füllte sich das Krankenzimmer beängstigend. Kranke wurden nur bei 39° Fieber aufgenommen.

Es kamen die gefürchteten Kontrollen. Die Oberaufseherin spielte dabei selbst Ärztin, zog sich einen weißen Kittel an, fragte eine jede, was ihr fehlte. «Nierenentzündung.» «Das habe ich auch», war ihre Antwort, verabreichte eine Ohrfeige und warf die Kranke hinaus. Das war ein Spaß und ein hübsches, geistreiches Spiel. Wir überlebten es trotzdem.

Wirklich positiv — wenn auch sehr quälend — war der Sauber-

keitsfanatismus der Oberaufseherin. Ständig wurden Fenster geputzt, Türen angemalt und wir selbst nach Läusen untersucht. Wir mußten sauber sein. Wie wir das zuwege brachten, ohne jedwede Hilfsmittel, das war natürlich schon nicht mehr ihre Sache. Aber wir wußten uns selbst zu helfen, stahlen kiloweise Soda in der Fabrik, ja, manche schlepten von dort kübelweise heißes Sodawasser ins Lager. So ein Kübel war begehrt. Es gab meist etwa zehn Anwärter darauf. Dieses, unser hartnäckiges Bestreben, sauber zu sein — so viel Plage es auch kostete —, trug für unsere Gesundheit gute Früchte. Das enge Beieinanderhocken und der Schmutz gehörten zu den ärgsten Geiseln der Konzentrationslager, da sie Epidemien begünstigten und viele Menschenleben kosteten.

Die Oberaufseherin führte ein strenges Regime auch unter ihren eigenen Leuten, den ihr untergebenen Aufseherinnen. Die letzteren behaupteten, und dies besonders, als es schon langsam zu Ende ging, unter Zwang SS-Aufseherinnen geworden zu sein. Die Oberaufseherin nannten sie voll zitternder Angst «die Alte». Die Alte war 22 Jahre alt, die anderen so zwischen 20 und 28 Jahren. Es gab für die 500 Häftlinge 30 Aufseherinnen. Sie rekrutierten sich meist aus gewesenen Arbeiterinnen der beiden Oederaner Fabriken. Vor allem lockten sie die viel besseren Lebensbedingungen bei der SS.

Sie hatten neben den Höchstzuteilungen an Nahrungsmitteln noch Sonderzulagen. Das Ausschlaggebende aber war eine gewisse Machtposition, die sie sich nie hätten träumen lassen. Wir waren ihre Dienstboten, die Blitzableiter für alle ihre primitiven Instinkte. Sie ließen sich gerne erzählen, was die oder jene früher gewesen, denn diese Umkehrung der Machtverhältnisse war ein besonderer Kitzel für ihre kleinen Gehirne. Solche Außenkommandos, wie das unsere, gab es Hunderte; sie unterstanden dem Oberkommando irgendeines Hauptkonzentrationslagers.

Es kamen auch manchmal Kommissionen, aber im allgemeinen ließ man der jeweiligen Oberaufseherin ziemlich freie Hand. Offiziell wurde jedes ernstere Verfahren an das Oberkommando weitergegeben, inoffiziell aber bestimmte eine Oberaufseherin über Tod und Leben der Häftlinge.

Auch wir hatten in unserem Lager eine politische Affäre. Eine

Kameradin stand in Korrespondenz mit einem gefangenen Franzosen, und im Verlaufe einer Bettkontrolle fiel das deutsche Konzept eines derartigen Briefes in die Hände der Oberaufseherin. Wir sagten aus, daß die Kameradin infolge des Verlustes ihrer beiden Kinder nicht mehr normal sei.

Die Angelegenheit wurde an das KZ Floßenburg weitergeleitet — der Brief war politischen Inhaltes —; dies geschah aber kurz vor dem Anrücken der Alliierten, so daß es zu einer Verurteilung nicht mehr kommen konnte.

Wenn eine solche Oberaufseherin heute behauptet, sie mußte laut Befehl handeln, so ist dies eine sehr billige Rechtfertigung, denn wir erlebten es, wie viel Vergnügen sie daran fand, Menschen zu quälen.

Es gab zum Beispiel ein Außenkommando in den Sudeten — es klingt direkt märchenhaft —, wo der Betriebsleiter so viel für Häftlinge tat, daß sie im Rahmen des Möglichen ein menschenwürdiges Dasein führten. Ja, sie hungerten nicht einmal, da der Betriebsleiter auf den vorgeschriebenen Zuteilungen beharrte und dafür sorgte, daß die Nahrungsmittel wirklich den Weg zu den Häftlingen fanden. Ansonsten gingen diese Lieferungen durch so viele Hände — um dann zum Schluß in den Aufseherinnenküchen zu verbleiben —, daß eben für die Häftlinge fast nichts mehr übrig blieb.

Dieser Mann war wirklich mutig — ein Mensch —; er beeinflußte das übrige Aufseherpersonal derart, daß sie mithielten. Zum Schluß blieb dieses Lager vor jeder Evakuierung verschont. Dies alles durch Mut und wahres Menschentum eines einzelnen. Nur ein kleiner Teil davon übertragen auf die übrigen Lager hätte vielen, vielen das Leben gerettet. Dieser Mann steht auch jetzt unter dem Schutz seiner ehemaligen Häftlinge und ist samt seiner Familie ganz einer der ihren geworden.

Leider scheint dieser Fall vereinzelt dazustehen; es klingt unglaublich, aber wir mußten sehen, wie gerne und gehorsam diese Leute eine so schandbare Pflicht erfüllten.

Es war möglich zu helfen; so konnte der Betriebsleiter des jeweiligen Betriebes strikte verlangen, daß seine kostbaren Arbeitskräfte — und für ihn brauchten wir nur Arbeitskräfte zu sein — gut ernährt und behandelt wurden. Wenn einer dieser Betriebs-

leiter selbst auch nicht zu den überzeugten Nazis gehörte, so hatte er doch so große Angst vor der SS, daß er den Mut nicht aufbrachte, gegen die schmählichen Behandlungen ein Veto einzulegen, um so mehr, da einer dem anderen nicht trauen konnte.

Keiner traute keinem unter diesem Regime, sogar in der eigenen Familie herrschte das größte Mißtrauen, sogar vor den eigenen Kindern mußten sie auf der Hut sein. Einmal bei einer Bettkontrolle wurde einem Teil der Maschinenarbeiterinnen — eine böse Laune der Oberaufseherin — die Kleider weggenommen, so daß die Frauen unter dem Mantel nackt zur Arbeit kamen. Das war das einzige Mal, wo unser Betriebsleiter protestierte und unsere Oberaufseherin zur Rechenschaft zog.

Wenn uns einer der Arbeiter in der Fabrik etwas zu essen geben wollte, so geschah das unter den größten Vorsichtsmaßregeln und war immer tragikomisch in seiner Auswirkung. Vor allem durfte es der andere Arbeiter nicht sehen — mit dem ihn sonst Freundschaft verband —, die Aufseherinnen mußten irgendwie abgelenkt werden. Und jetzt kam das Eigentliche — mit einem lachenden und einem weinenden Auge schreibe ich das —, nämlich die Gabe zu finden. Mit einer Handbewegung deutete der Arbeiter auf einen Haufen Abfallbestandteile — ein Riesenhaufen war es —, und jetzt begann das Suchen. Meine Kameradin und ich, die wir dann später als Ordonnanzen und Lagerhalterinnen beschäftigt waren, trugen nun unter allen möglichen Vorsichtsmaßnahmen und Vortäuschungsmanövern diesen Haufen ab, und zum Schluß stellte sich heraus, daß die ganze Arbeit überflüssig gewesen war, da das Stück Brot hinter dem Haufen unter einem Balken versteckt lag. Oder es wurde auf eine Maschine gedeutet. Wir suchten in allen Maschinen des Riesenfabrikraumes, um es dann gar nicht zu finden.

Oft wurden wir dabei schamrot, schauten uns vielsagend an und suchten weiter, getrieben vom Hunger.

Es war meist ein Stückchen Brot, etwas Salz oder einige Kartoffeln, die wir dann noch in vier Teile teilten. Dessen ungeachtet half uns dieser Bissen für einige Stunden den Hungerschmerz zu besänftigen.

Die Angst der Freien war immer eine viel größere als die der Häftlinge, trotzdem wir doch, dabei erwischt, eine viel größere

Strafe zu gewärtigen hatten als die Spender. Unsere Ängste aber waren ganz anderer Natur und hatten einen normalen Angstzustand so weit überschritten, daß nichts, was momentane gebieterische Forderung unseres Körpers war, uns zurückhalten konnte.

War z. B. Alarm und wir nicht im Lager eingesperrt, so konnte dieses von den anderen so gefürchtete Ereignis uns absolut nicht aus der Ruhe bringen. Wir waren durch diese vielen Zufälle, denen wir unser Leben verdankten, Fatalisten geworden. Die anderen rannten wie besessen und waren sehr aufgeregt. Das konnten wir nicht einmal verstehen, so weit hatten wir uns schon von all dem entfernt.

O, wir hatten Angst, aber eben die Angst Gefangener, der menschlichen Willkür ausgelieferter Häftlinge.

Angst hatten wir vor den verschiedenen, unberechenbaren Launen unserer Oberaufseherin, vor Kommissionen, Krankheit und Verringerung der Brotration. Angst hatten wir vor jeder Veränderung, vor Überraschungen. Vor allem hatten wir Angst vor dieser ungreifbaren Gefahr, die wir ständig spürten, die uns umgab und in die wir eingeschlossen waren wie in einem magischen Kreis. Diese absolute Hilflosigkeit wurde uns durch nichts so ins Gedächtnis gerufen wie eben durch diese eigentlich ungefährlichen Schikanen.

Eine Übersiedlung in einen anderen Block, eine Arbeitsumgruppierung, eine neue Bemalung *) unserer Kleider, das brachte uns aus dem Gleichgewicht und ließ uns immer das Ärgste vermuten.

Mit der Zeit wurde die Angst der Deutschen der unseren ähnlich, und wir stießen auf mehr Verständnis.

Ein Zimmermann sagte einmal: «Wie bin ich blöd, da baue ich mein eigenes Gefängnis.» Oder sie sahen uns an mit Blicken, die sagten, so werde ich mal aussehen, und sprachen es auch aus. Sie wußten nicht, sollten sie das baldige Ende herbeiwünschen — allzu viele Schrecken des Kriegs hatten sich ihnen bereits genähert — oder nicht, sie waren in einem großen Dilemma. Auf den Kern der

* Auf dem Mantel war ein großes KZ mit weißen Buchstaben aufgemalt. Am Kleid oder Overall ein Kreuz. Außerdem hatten wir Häftlingsnummern auf Arm und Brust. Die meisten noch eine Nummer auf den Unterarm eintätowiert.

Sache aber konnten und wollten sie nicht kommen. Immer suchten sie die Schuld bei den anderen, den Oberen, und nicht bei sich selbst.

Wir Oederaner Häftlinge können nichts Schlechtes von dem größeren Teil der Arbeiter sagen, hat doch oft ein Stückchen Brot aus ihren Händen uns vor dem Zusammenbrechen bewahrt. Ich will ihre Hilfsbereitschaft nicht schmälern, denn sicher war es bei einzelnen wirkliches Mitleid und Helfenwollen. Bei den meisten aber war es ein beginnendes Schuldbewußtsein, allerdings erst unter dem Drucke der Ereignisse. Sie hatten bereits das Gefühl, je schlimmer unser Los, um so ärger ihr zukünftiges Schicksal. Wir waren ihnen gleichsam Verkörperung ihrer eigenen Zukunft. Es dämmerte langsam in ihren vermauerten Gehirnen, daß es doch so etwas geben könnte, wie eine ausgleichende Gerechtigkeit.

Fast erschütternd war es zu sehen, wie qualvoll langsam es an ihr Bewußtsein pochte, erschütternd deshalb, weil es deutlich zeigte, wie tief verschüttet dies alles lag. Ich kann mich noch erinnern, wie entsetzt ich war, als ein Arbeiter, von dem ich glaubte, daß er sehnlichst eine Veränderung herbeiwünschte, mir eines Tages mitteilte: «Roosevelt ist gestorben.» — Wie reagierte er darauf? — «Vielleicht wird diese Tatsache dem Kriege doch noch eine andere Wendung und Hitler vielleicht doch noch die Möglichkeit zu einer Verständigung geben.» Solche und ähnliche Bemerkungen hörten wir immer wieder; er schimpfte zwar auf das Ganze, duldet aber keinesfalls, daß der andere dasselbe tat.

Ich hätte gern all diese Arbeiter zu einer Zeit gesehen, wo sie noch erfolgreich waren und der nationalsozialistische Himmel alle seine Segnungen über sie ausschüttete. Da wäre ihre heutige Haltung von uns als Heldentat gefeiert worden, unter diesen Begleiterscheinungen aber, kommentiert durch eben diese Randbemerkungen, entwertete sich ihre Hilfsbereitschaft. Ich selbst aber erlebte das Wunder echter Hilfsbereitschaft. Eine kleine, arme Arbeiterin, Else Schrötter, nahm sich meiner an und half mir aufopferungsvoll, wo es nur eben ging. Sie selbst hatte sicher nicht viel zu essen und teilte noch das Wenige mit mir.

Ein psychologisch interessantes Moment muß ich hier noch anführen. Es war so, daß sich in allen Konzentrationslagern durch das Arbeitsverhältnis zwischen Häftling und deutschem Arbeiter

ein gewisses Näherkommen herausbildete. Dies beschränkte sich aber eigentümlicherweise nur auf die jeweilige Gruppe, die einander kannte. Dieses Moment gab es sogar bei der SS. Irgendein berüchtigter SS-Mann behandelte — wenn sich ihm die Gesichter einer Arbeitsgruppe eingeprägt hatten — die Häftlinge manchmal direkt jovial. Andere, die er nicht kannte, schlug er halb tot. Dieses gefährliche Moment einer zu engen Zusammenarbeit war der Führung absolut bewußt, deshalb zögerte sie, die Juden in den Arbeitsprozeß einzureihen. Aus demselben Grunde wechselte oft das Personal. Dieses Sichkennen rettete vielen der Gefangenen das Leben, denn wahrscheinlich machte es doch einen Unterschied, ob man in ein bekanntes Gesicht hineinschoß oder in eines der unbekannten Masse.

Wir, der Außendienst, unterstanden eigentlich einem SS-Oberscharführer. Als es einmal zu einem Austausch von 30 Frauen unseres Lagers mit einem anderen kam, sollte der Oberscharführer einen Teil davon aus dem ihm unterstehenden Außendienst aussuchen. Wir schauten ihn alle flehentlich an — da wir doch nicht wußten, was wieder einmal mit uns werden sollte —, und da war er nicht im Stande, sich dieser Aufgabe zu entledigen. Er sagte: «Die Mädels sind schon eingearbeitet.» «Die Mädels», das war schon verpönt — worauf ihm die Oberaufseherin einen wütenden Blick zuwarf. Mit Vornamen und überhaupt durften wir nicht angerufen werden, wir waren immer Häftling Nummero so und so viel.

Von da an traute die Oberaufseherin dem Oberscharführer nicht mehr recht und übernahm selbst die Kontrolle über den Außen- dienst. Natürlich fand sie immer etwas nicht in Ordnung.

Mir begegnete sie einmal, als ich allein ohne Begleitung Wasser holte. Ein Appell der Aufseherinnen, Bestrafung der Verantwortlichen, Entzug einiger freier Sonntage war das Resultat. Nach so einem Verfahren hatten wir es dann immer mit feindlichen Aufseherinnen zu tun, und wir mußten für einige Zeit alle unsere Unternehmungen einstellen. Solche Appelle bestanden immer darin, den Aufseherinnen ins Gedächtnis zu rufen, wer wir eigentlich seien, und wenn wir auch nicht zeigten, was wir wirklich dachten, hegten wir doch hinter der harmlosen Fassade nichts wie Mord- und Fluchtgedanken. Fluchtgedanken ja, aber Mordgedanken nur theoretisch.

Einer der Befreier erzählte mir folgendes:

Als sie in das KZ Mauthausen einzogen — dort war jener be-
rüchtigte Lagerkommandant, der seinem Jungen zum Geburtstag
50 Juden zum Niederknallen schenkte —, befand sich dort ein Häft-
ling, der von diesem Kommandanten verstümmelt worden war. Die
Befreier gingen nun in die herrschaftliche Villa in der Nähe des
Lagers, um die Frau und die drei kleinen Kinder des Lagerkomman-
danten in Gewahrsam zu nehmen. Zu diesem Zwecke nahmen sie
den Häftling mit und übergaben ihm die drei Kinder. Daraufhin
frug er die Mutter, wo die Schwiegereltern wohnten, nahm die Kin-
der und brachte sie dorthin, ohne ihnen auch nur ein Haar zu
krümmen.

Töten — nein, das ist unsere Sache nicht, überhaupt hilflose
Menschen, so weit hat uns auch dieses Leben nicht bringen können.
Wir wollen nichts mehr mit ihnen zu tun haben, aber das Richter-
amt überlassen wir anderen Mächten.

Vormarsch der Russen

Du aber wartest, du mußt warten,
denn irgendwo in weiter Ferne
da muß es sein, da muß es kommen,
das Unfaßbare — Unaussprechliche.

Die Russen gingen vorwärts.

Sie gingen so rasch vorwärts, daß uns schier der Atem wegblieb.

Wir erlebten diesen ganzen Vormarsch mit einer Intensität, die
manchen dieser Soldaten erschüttert hätte.

Wir liefen mit, Tag und Nacht, wir waren wie in einem Rausch
und vergaßen darüber unser kümmerliches Dasein.

Nichts konnte uns in dieser Zeit etwas anhaben, nicht der
Hunger, nichts, nichts drang zu uns von dieser ganzen Mühseligkeit.
Wir waren wie Kinder in unserer Hingabe an die gegenwärtige
Glückseligkeit.

Wir fachsimpelten wie alte Militärs. Holten alle unsere gehörten
Kenntnisse vom vergangenen Kriege heraus. Zeichneten Land-
karten, die wir dann gruppenweise studierten und hörten andächtig
zu, wenn die eine oder andere irgendeine Weisheit von sich gab.

Nur ein wirklich Gefangener — ein Häftling — konnte dies alles
so erleben, mit dieser Leidenschaft und mit dieser heiligen Glut.

Wir blühten direkt auf unter dieser Hoffnung. Über die abgezehrten Gesichter huschte schon manchmal ein Lächeln. Ja, wir wurden sogar übermütig und wieder richtig jung. Eine gute Nachricht jagte die andere. Jede zurückkehrende Schicht brachte etwas Neues. Wir, der Außendienst, waren sozusagen die höchste Instanz für die Zuverlässigkeit der Nachrichten.

Wir rechneten aus, wie lange es bei diesem Tempo dauern könne und zu welchem Zeitpunkt die Russen bei uns einmarschieren würden. «Werden sie uns zu essen bringen?», wurde oft besorgt gefragt. Darauf eine: «Eine Unmasse Gulaschkanonen werden mit ihnen kommen.» Wir entwarfen die tollsten Speisezettel, um dann meist zufrieden bei einem ganzen Laib Brot zu landen. Es ist unmöglich, das alles zu Papier zu bringen, was gehofft, gewünscht und was alles an rührendem Unsinn zusammengeredet wurde.

Den Höhepunkt unserer Freude erreichten wir, als eines Tages unsere Oberaufseherin verreiste. Sie fuhr in ihre Heimat, nach Schlesien, um ihre dort lebenden Eltern vor den anrückenden Russen zu retten. Vorher versuchte sie stundenlang mit ihrer Schwester, Aufseherin in Auschwitz, in telefonische Verbindung zu kommen. Sie bekam sie nicht mehr, Auschwitz schwieg. Die Wogen unserer Begeisterung schlugen immer höher und höher. Wir hatten unserer lieben Oberaufseherin bereits «Lebewohl auf Nimmerwiedersehen» gesagt. Mit ihrer Abreise lockerte sich auch die Disziplin unter den Aufseherinnen, und wir erlebten herrliche Zeiten.

Langsam erwachten unsere Spaßmacher, und am Abend, wenn wir in den Betten lagen, gab es richtiges Kabarett-Programm. Bis tief in die Nacht hinein wurde in allen Sprachen gesungen. Uralte Witze wurden zu den neusten Schlagern.

Unsere Ruth war unübertrefflich. Sie ahmte ein richtiges Jazzorchester nach, kopierte die Marlene Dietrich, gab Annoncen auf, wie: «Tausche mit einer Kranken gegen ein Sonntagsessen.»

Einmal lag sie ganz still in ihrem Bette, und wir wunderten uns schon über ihr Stummsein. Auf einmal begann sie mit sehr zarter Stimme sehnslüchtig: «Stellt euch vor, es kämen jetzt Männer. Für jeden einer, aber was sag ich, zumindest zwei, drei müssen es sein.» Jetzt schilderte sie das mit allen Details und so komisch, daß wir herzlich lachen mußten. «Und jetzt entblättern wir uns.»

«Stellt euch das vor — wir entblättern uns.»

«Erst den Mantel, dann unsere hundert Hader» — wie z. B. Watelin, das wir wie die anderen Lumpen um unsere Körper gewickelt trugen.

Und darunter, o Schrecken, unsere Häftlingswäsche, die wir zu dieser Zeit gerade gefaßt hatten. «Blauweißgestreifte, dicke, abstehende, hochgeschlossene Hemden und ebensolche Hosen von Riesenausmaßen.»

Dies alles sagte sie in diesem verträumten Ton, um zum Schluß ihre Stimme ganz ersterben zu lassen. Wir wälzten uns in Lachkrämpfen und fielen beinahe aus unseren Betten.

Aha — da wieder ihre Stimme. «Das gefällt auch den feinen Damen; mit sowas muß man kommen, daß sie auch einmal ihren Mund verziehen.»

Das war auf mich und meine Umgebung gemünzt, die fast aus lauter Arztfrauen bestand und sonst auf die ziemlich abgedroschenen und geschmacklosen Histörchen nicht reagierten. Diesmal hatte sie sich aber selbst übertroffen, und die Traurigsten unter uns mußten lachen.

Den Betrieb auf der Toilette mußten wir richtiggehend unter einen Ordnungsdienst stellen, denn sie konnte die vielen Zirkel, die dort abgehalten wurden, gar nicht mehr fassen. Hier wurden die Zeitungen vorgelesen, Reden gehalten, ja sogar Zigaretten geraucht. Immerfort war irgend etwas los, und wir rannten von Block zu Block, um nur ja keine Neuigkeit zu versäumen.

Meine Freundin und ich wurden allmählich stutzig über die Tatsache, daß die anglo-amerikanische Armee sich in diese Endphase nicht einreihte. Es verlief die erste Woche, eine zweite, dritte — im Westen nichts —.

Wir sagten nichts von unseren Zweifeln, denn auch wir hofften noch immer, daß dieser Vorstoß die Russen so weit vortrage, daß auch wir in Sachsen in seinem Verlaufe befreit würden.

Man sprach davon, daß sie dicht vor Dresden ständen. Diese Nachricht aber trug bereits so viel Widerspruch und Unklarheit in sich, daß sich langsam zweifelnde Stimmen erhoben. Es vergingen 14 Tage, drei Wochen. Die Russen kamen nicht. Die Rechnung, unsere Rechnung, war nicht aufgegangen. Wir hatten das sichere

Gefühl, daß nur ein Überraschungsmoment uns retten könne, anders fürchteten wir die Vorkehrungen der Deutschen, die ihnen dann Zeit ließen, mit uns zu irgendeinem Ende zu gelangen.

Wir sahen die deutschen Flüchtlinge, die kleinen Lebensmittelzuteilungen der deutschen Arbeiter, wir sahen nun ein Ende mit Schrecken.

(Fortsetzung folgt)

REZENSIONEN

NORBERT WELDLER: *Die jüdische National- und Universitätsbibliothek in Jerusalem*. Verlag «Der Scheideweg», Zürich 1957, 55 S.

Das vorliegende Heft ist eine Jahressgabe des schweizerischen Verbandes der Freunde der Hebräischen Universität. Die Bedeutung der jüdischen Bibliothek wird in diesem trefflichen Führer in ihren nationalen und internationalen Aspekten, auch in ihren Beziehungen zur nichtjüdischen Welt dargestellt. Die Schrift ist hübsch bebildert und ist bestrebt, der Bibliothek neue Freunde zuzuführen. Der Direktor der Schweizerischen Landesbibliothek in Bern, Dr. Pierre Bourgeois, hat für sie ein Geleitwort verfaßt, in welchem er die Bedeutung nationaler Bibliotheken im allgemeinen unterstreicht.

Zürich

Robert Brunner

OTTO EBERHARD: *Aus Palästinas Legendenschatz*, Überlieferungen und Erläuterungen aus der jüdischen und der arabisch-islamischen Welt. Evangelische Verlagsanstalt, Berlin 1958. 303 S.

Das Buch bietet eine interessante Auswahl von Legenden, die bei aller Verschiedenheit das eine gemeinsam haben, daß sie alle aus dem Boden Palästinas hervorgegangen sind. Es ist in zwei fast gleich starke Teile gegliedert, wobei der erste die Legenden und Überlieferungen selbst und der zweite dazu Erläuterungen enthält. Die Legenden sind nach ihrem Gegenstand gruppiert. So handeln die jüdischen zuerst von Personen und Sachen der biblischen Geschichte und dann von heiligen Menschen und Stätten der nachbiblischen Zeit. Legenden aus der Urzeit der Welt, aus der Urzeit der Väter Israels, solche um Moses, um David, um Jeremia usw. finden sich da. Die arabischen Legenden sind aufgeteilt in solche um den Tempelplatz in Jerusalem, um biblische Personen, um Überlieferungen aus der Kalifenzzeit und um heilige Menschen und Dinge. Diese klare und sehr weit vorgetriebene Aufteilung des großen und reichen Stoffes erleichtert die Benützung des Buches in erfreulicher Weise und macht es zu einer Fundgrube für alle, die gerne etwas Besinnliches lesen oder vorlesen wollen. Alle, die zu unterrichten haben, werden in diesem Buch manches zur Belebung ihrer Stunden finden.

Zürich

Robert Brunner